

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-336813](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336813)



— † — Kaiser 'Rotbart. † —

Kyffhäuser-Sagen.

Vor siebenhundert Jahren herrschte in Deutschland der mächtige Kaiser Friedrich, mit dem Beinamen der Rotbart. Der unternahm einen Kriegszug in das heilige Land, um es den Arabern zu entreißen. Er kehrte aber nicht wieder heim; denn er ertrank in

Schoße des Berges in einer glänzenden Halle. Auf dem Haupte trägt er die alte goldene Krone. Sein roter Bart ist durch den Tisch gewachsen, auf welchen er den Arm und das darauf ruhende Haupt stützt. Denn er sitzt im Halbschlummer und nickt und zwinkert



Das Kaiser Wilhelm-Denkmal auf dem Kyffhäuser.

Verlagsrecht des Bildes Dr. C. Mertens & Cie., Berlin W., Schaperstraße 45. Nachdruck des Bildes verboten.

Asien, als er durch einen reißenden Fluß hindurchreiten wollte. Das Volk in Deutschland aber wollte nicht glauben, daß der Kaiser gestorben sei; vielmehr verbreitete sich die Sage, daß er noch lebe und in den Kyffhäuser in Thüringen verzaubert sei, auf welchem eine kaiserliche Burg lag. „Da sitzt er nun“, sagte man, „mit seiner Tochter, seinen gewappneten Rittern und Knappen im

mit den Augen wie im Traume. Alle hundert Jahre sendet er einen Zwerg hinauf, zu schauen, ob die Raben noch um den Berg und um die Trümmer der alten Burg fliegen. Wenn der Zwerg nun zurückkommt und meldet, daß sie noch fliegen, wird der alte Kaiser trauriger als zuvor und nickt und schlummert wieder fort. Denn noch ist die Zeit nicht gekommen, wo er aus dem Berge in Herrlichkeit

wieder heraufsteigen und das mächtige deutsche Reich von neuem aufrichten soll. So verzaubert haben ihn schon manche gesehen.“ Was aber diese Sage kündigt, hat sich erfüllt im Jahre 1871 durch Kaiser Wilhelm I., den Erneuerer des alten deutschen Reiches.

Einst richtete ein armer, aber guter und redlicher Mann in Tilleda am Berge Kyffhäuser eine Kindtaufe aus; es war die achte in seinem Hause. Bei dem Gevatterschmause war der Landwein, welchen er seinen Gästen vorsetzte, bald ausgetrunken. „Beh,“ sagte er da im Scherze zu seiner Tochter, „und hole uns bessern Wein aus dem Keller.“ „Aus welchem Keller denn?“ fragte erstaunt das Mädchen. „Ei, aus dem großen Weinkeller der alten Ritter auf dem Kyffhäuser.“

Das Mädchen stieg in seiner Einfalt wirklich mit einem kleinen Eimer den Berg hinan. Als es eine Zeit lang gegangen war, erblickte es den Eingang eines halbverfallenen Kellers. Dabei saß eine alte Schaffnerin in ungewöhnlicher Tracht, mit einem großen Schlüsselbunde an der Seite. Das Mädchen war stumm vor Erstaunen; die Alte aber fragte es freundlich: „Gewiß willst du Wein holen aus dem Weinkeller?“ „Ja!“ sagte das Mädchen, „aber Geld habe ich nicht.“ „Komm nur mit,“ erwiderte die Schaffnerin, „du sollst umsonst Wein haben und besseren, als dein Vater je gekostet hat.“

Sie führte nun das Mädchen durch einen halbverschütteten Gang in einen geräumigen Keller, in welchem eine große Anzahl Fässer lagen. Darauf zapfte die Schaffnerin den Eimer voll Weines und sprach: „So, bringe das deinem Vater! So oft ein Fest in eurem Hause ist, darfst du wiederkommen und Wein holen; aber spricht mit niemand von der Sache!“

Das Mädchen brachte dem Vater den Wein, und die Gäste ließen sich ihn trefflich schmecken. Noch öfter holte das Mädchen Wein aus dem Burgkeller. Zuletzt aber konnten die guten Leute ihr Geheimnis nicht bewahren, sie plauderten es aus, und als das nächste Mal die Tochter wieder Wein auf dem Kyffhäuser

holen wollte, da war die Thüre verschwunden, und niemals vermochte sie den Eingang zum Keller wiederzufinden.

Der Kaiser Rothbart im Kyffhäuser hat großes Gefallen an Musik. Schon mancher Hirt, der hier auf seiner Schalmei blies, wurde eingeladen, ihm etwas vorzublasen und dann reichlich beschenkt entlassen. Das war in der Umgegend jedermann bekannt. Nun hatte einst ein Trupp lustiger Musikanten, die in Kolbra zum Tanze aufgespielt hatten, den Einfall, dem Kaiser eine Nachtmusik zu bringen. Guter Dinge, wie sie waren, machten sie sich auf den Weg und kamen am Kyffhäuser gerade an, als drunten in Tilleda die Glocke zwölf schlug.

Rundum herrschte tiefe Stille, als sie mit ihrem Spiele begannen. Es dauerte nicht lange, da kam die Prinzessin, die Tochter des Kaisers, mit leichtem, schwebendem Schritte heran und lud sie mit freundlichen Gebärden ein, ihr zu folgen. Der Berg that sich auf, und die Musikanten zogen spielend hinein vor den Kaiser. Essen und Trinken ward reichlich aufgetischt, und die Musikanten ließen es sich nach ihrer Gewohnheit trefflich schmecken und sprachen dem Becher fleißig zu. Nachdem sie nun zwei oder drei Stücklein aufgespielt hatten, nickte ihnen der Kaiser nach großer Herren Art zu, zum Zeichen, daß sie entlassen seien. Beim Abschiede überreichte die Prinzessin einem jeden einen grünen Zweig. Mit der Bezahlung, auf die sie gehofft hatten, war es nichts. Keiner wagte, die Gabe der Prinzessin zurückzuweisen. Wie sie aber wieder im Freien waren, huben sie an zu schelten und zu lachen über den kaiserlichen Knicker, zerrupften die Zweige und warfen sie von sich. Nur einer behielt den seinen zum Andenken an das Abenteuer, das er erlebt hatte. Als dieser nun nach Hause kam und seiner Frau den Zweig überreichte, siehe, da waren alle Blätter in Gold verwandelt. Kaum hatten die anderen von dem Wunder gehört, da liefen sie alle zurück nach dem Berge, um ihre Zweige zu holen; aber sie fanden sie nimmer.

D'r b'scheidene Bua.



Komm, gieb mir a Bufferl,
Sagt zum Deandl da Bua,
Nur oan oanzigs ganz kloanes,
Do hab i scho gnuu.

Warum nur oan oanzigs,
Du dalketer Bär!
Wann scho amol oansfangt,
Do nimm scho glei mehr!



Kaiser

Weissbart.

Eines Tages durchschritt der deutsche Kaiser Wilhelm I. die Bazarettfäle zu Versailles, wie er häufig zu thun pflegte. Überall tröstete er, und oft war es schon der bloße Anblick seines lieben freundlichen Gesichts, welcher die armen Verwundeten auf Augenblicke ihre Schmerzen vergessen ließ. — So trat er diesmal auch zu der Lagerstätte eines jungen verwundeten Infanteristen.

Der war infolge eines Schlagspulvers eingeschlummert und hatte ein Album von Gedichten liegen lassen. Der König trat leise, um den armen Verwundeten nicht zu stören, hinzu, nahm den neben dem Album liegenden Bleistift und schrieb die wenigen Worte hinein:

„Mein Sohn, gedenke deines treuen Königs“

Wilhelm.



Der Soldat erwachte, und reiche Thränen perlten ihm beim Anblick dieser Zeilen aus den Augen. Wenige Tage darauf besuchte der Kaiser wiederum das Bazarett und trat sofort auf den Soldaten zu, drückte ihm freundlich die Hand und tröstete ihn. Derselbe war jedoch schon vom Tode als sichere Beute erlesen worden. Wachsbleich, mit halbgebrochenen Augen starrte er ins Leere. Kaum jedoch hatte er

seinen König erkannt, als er sich mit der letzten Kraft seines Körpers emporrichtete, den König mit leuchtenden Augen anblickte und sagte: „Majestät, ich werde ihrer ewig gedenken, auch dort oben. — Amen.“ Der Verwundete sank ermattet zurück, und ein leises Röcheln verkündete, daß er ausgelitten hatte. — Der König trat hinzu, drückte ihm die Augen sanft zu, und eine Thräne rollte dem greisen Fürsten in seinen weißen Bart.

Eine lustige Malerschnurre.

Ein Pariser Geldproy ließ vor kurzem sein Porträt malen. Er war mit seinem Künstler jedoch nicht zufrieden: „Es hat nicht die geringste Aehnlichkeit mit mir, und ich werde es nicht nehmen.“ Der Maler widersprach, aber alles war nutzlos. Schließlich sagte er: „Nun wohl, Monsieur, wenn es Ihnen gar nicht ähneln, kann ich natürlich auch nicht erwarten, dafür bezahlt zu werden.“ Nachdem der Millionemann ihn verlassen hatte, fügte der Maler dem Kopfe auf dem Bilde prächtige Gieselsöhren hinzu und stellte es so vor dem neugierigen Publikum aus. Es

war aber noch gar nicht lange zu sehen, da stürzte der Proy bereits in fürchterlicher Wut in das Atelier des Malers. Alle seine Drohungen prallten jedoch wirkungslos ab, und so bot er dem Maler schließlich einen weit höheren Preis als den ursprünglich abgemachten an. Der Maler aber, der sich für die Nichtachtung seiner Arbeit glänzend gerächt hatte, meinte: „Es war durchaus nicht merkwürdig, daß Sie das erste Bild nicht ähnlich fanden, aber ich wußte, Sie würden das Bild sofort erkennen, sobald ich diese Ohren hinzugefügt hatte.“

Prinz Wilhelm von Baden.*)

„Der Ort, den einst ein guter Mensch betrat,
Er ist geweiht für alle Zeiten.“

So sang Goethe und die Erfahrung bestätigt trostvoll und wohlthunend die Wahrheit des guten Wortes. Lange schon ruht der edle Freund unter dem Rasen und schläft der Auferstehung entgegen, aber das gute Wort, das er einst gesprochen, die Thränen die er getrocknet, die Thaten, welche er vollbracht hat, sie zeugen fort und fort von dem Manne, der zwar gestorben ist, aber dennoch lebt und fortsetznet und fortwirkt von Geschlecht zu Geschlecht.

Du kennst, badisches Volk, deinen Liebling, den Prinzen Wilhelm, Bruder unseres hochverehrten Großherzogs, welcher am 27. April 1897 nach kurzer Krankheit selig entschlafen ist. Voriges Jahr fand die Enthüllung eines Denkmals in Karlsruhe statt. (Siehe Abbildung.)

Manche Züge aus diesem segensreichen Leben sind dir vielleicht unbekannt; laß sie dir erzählen und preise Gott dafür, daß er unser Vaterland mit einem so hochedeln Bruderpaar gesegnet hat.

Aus geräusch- und arbeitsvollem Leben kehrte Prinz Wilhelm gerne ein in Salem, dessen Grundherr er war. Wo liegt dies Salem? Am rechten Ufer des Bodensee's erheben sich mit Waldungen und Obstbäumen geschmückte Hügel und Berge, deren Kronen hinüber schauen nach Tirol und nach den schneebedeckten Alpen des Schweizerlandes. Dort in einem Thaleinschnitt, umhüllt von duftigen Wiesen und Wäldern lagert Salem, das Besitztum des Prinzen. Hier steht das prinzipale Schloß, umgeben von einem prachtvollen Schloßgarten, sodann eine uralte, mit wertvollen Kunstschätzen geschmückte Kirche, und eine reiche Bibliothek. Allsonntäglich beim Glockengeläute kannst du den Prinzen begleiten in's Gotteshaus und kannst Zeuge sein, mit welcher Ehrfurcht und Andacht ein fürstlicher Herr den Gottesdienst feiert.

Prinz Wilhelm gehörte nicht zu denjenigen die die Nöten, unter denen der Ordenspilger zu seufzen hat, nur von ferne kennen. Was der Kampf um's Dasein zu bedeuten hat, wußte er, und war eingeweiht in die Sorge manches Familienvaters, mancher verlassenen Witwe.

Einst an einem schwülen Sommertage fuhr der Prinz spazieren. Da gewahrte er einen alten Mann, der schweißbedeckt des Weges herkam, und

mühsam eine große Kanne mit Petroleum schleppte. Prinz Wilhelm befahl zu halten und rief dem Manne zu: „Steiget auf, alter Vater, und fahrt mit!“ Zögernd stand der Mann da und blickte ängstlich auf seine Petroleumkanne; aber der gütige hohe Herr winkte ihm, und somit wagte es der Alte, einzusteigen mit seiner Last in die prinzipale Equipage. Er wurde in sein Dorf bis an seine Hausthüre gefahren, wo er tief gerührt dem Prinzen für die Wohlthat dankte.

Eines Tages erschien ein kleiner Pächter im Palais des Prinzen und bat um eine Audienz, die ihm auch gewährt wurde.

„Was ist Euer Anliegen?“ frug gütig Prinz Wilhelm.

„Hoheit,“ sprach der Mann, „mein Sohn ist eingezogen und soll als Soldat ein paar Jahr dienen; ich habe ihn aber so nötig zum Feldgeschäfte, darum wollte ich unterthänigst gebeten haben um Freisprechung.“

„Haben Sie nur diesen einen Sohn?“ frug der Prinz.

„Nein, Hoheit, das nicht.“

Prinz Wilhelm sagte nichts, aber mit ernster Miene schritt er nach der Wand an welcher die Waffen hingen, ergriff eine große Reitpeitsche und sprach mit Donnerstimme, während er den Pächter scharf anblickte: „Wenn mein Sohn eine solche Bitte gethan hätte und nicht bereit wäre, jeden Augenblick Leib und Leben für's Vaterland hinzugeben, so wollte ich ihm mit dieser Reitpeitsche darauf antworten.“ Dabei peitschte er in die Luft, daß es knallte und der Pächter erbebend zur Thüre lief. Wie der erschrockene Mann die Treppe hinunter gekommen ist, wußte er selbst nicht. Aber die Antwort hatte er verstanden, und zeit lebens im Gedächtnis behalten. Sein Sohn wurde Soldat.

Als Mensch hatte der feinsinnige Prinz ein lebhaftes Interesse für alles, für das kleinste wie für das Größte, betrachtete aber alles im Lichte göttlicher Führung. Ungemein anspruchlos für die eigene Person, war er überaus reich an Liebe gegen alle, mit denen er verkehrte. Der Grundzug seines Charakters war Freundlichkeit und Leutseligkeit, vereint mit einer ungesuchten Herablassung, die ihm alle Herzen gewann.

Die kleine evangelische Gemeinde in Ueberlingen war in keiner so glücklichen Lage, wie die in Salem. Sie besaß kein Gotteshaus. In einem armseligen Raum versammelte sie sich allsonntäglich zum Gottesdienst, und das Verlangen nach einer

*) Aus dem sehr empfehlenswerten Buche: Cuno, Emma, Ein guter Freund. Verlag von F. J. Reiff in Karlsruhe. Preis schön geb. 3 M.